



Zur Geschichte der MPS

Ein Rückblick anlässlich der 25-Jahresfeier der MPS (2004)

von Karl-Werner Brand

Am Anfang standen die Gründerväter Wolfgang Bonß, Helmut Dubiel, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp und Elmar Koenen, aber ohne die Gründermutter, Barbara Riedmüller, wäre die Sache wohl nicht gelaufen.

Die Zeit, die späten siebziger Jahre, war noch reformschwanger – wenn auch in einem anderen Sinn als es die inflationäre, neoliberal geprägte Reform-Rhetorik heute nahe legt. Es waren die Nachwehen eines turbulenten Jahrzehnts, das mit dem anti-autoritären Protest, mit der gegenkulturellen Revolte und der Studentenbewegung begonnen, sich dann in ein breites Spektrum neomarxistischer, gleichermaßen naiver wie ernst gemeinter „revolutionärer“ Gruppen auf der einen Seite, in die sozial-liberale Reformbewegung mit ihrem breiten, gesellschaftskritischen Umfeld auf der anderen Seite gespalten hatte. Aber Mitte der siebziger Jahre kam der gesellschaftliche Reformimpetus, der seine Energien aus dem Streben nach individueller Emanzipation und sozialer Gerechtigkeit bezog, schon wieder zum Erliegen. Der Schwung, der von der Rezeption marxistischer und sozialistischer Traditionen ausgegangen war, erstarrte in leninistischen und maoistischen Kaderorganisationen oder degenerierte gar zum pseudo-militärischen Untergrundkampf (RAF) gegen das kapitalistische „Schweinesystem“. Das schürte de facto aber nur eine breite Terroristenhysterie und lieferte die Rechtfertigung für verstärkte staatliche Repression. Auf der parlamentarischen Ebene markierte der Rücktritt Willy Brandts das frühe Ende der Reformära. Die „Energiekrise“ und die in ihrem Gefolge einsetzende weltwirtschaftliche Rezession hatten zu einer Verschiebung der politischen Koordinaten geführt. Unter Helmut Schmidt wurde die Sicherung der wirtschaftlicher Wettbewerbsfähigkeit Deutschlands (wieder) zum zentralen Motto der Politik.

Das schuf neue Gegensätze und mobilisierte eine neue Generation von sozialen Bewegungen: die Frauen-, die Ökologie- und die Alternativbewegung. Nicht mehr die (neo)marxistische „Ableitung“ des richtigen Staatsbegriffs und der richtigen Praxis, sondern Selbstorganisation, der Aufbau von Gegenkulturen, von alternativen, feministischen und ökologischen Netzwerken und Milieus, auch der Aufbau von „Gegenwissenschaft“, waren nun gefragt. In diesem geistig-politischen Umfeld entstand die MPS.

Die Gründerphase: „Psychiatriereform“ und betroffenen-orientierte Forschung

Jeder im „Gründer“-Team hatte vermutlich andere Motive. Einige wie Heiner Keupp (sozialpsychologisches Institut der LMU) und Helmut Dubiel (soziologisches Institut der LMU) hatten bereits eine Stelle. Andere nicht. Aber gemeinsam war ihnen doch die politisch motivierte – und damals durchaus begründete – Skepsis in Bezug auf berufliche Karrieremöglichkeiten im Rahmen des etablierten Hochschulsystems. Wissenschaftliche Selbstorganisation erschien dagegen attraktiv. Sie konnte auch problemloser mit der Vorstellung einer anderen, stärker an den „Betroffenen“ und an gesellschaftlichen Veränderungspotentialen orientierten kritischen Forschung verknüpft werden.

Das erste Forschungsprojekt, um das herum sich das Team zusammenfand, war dann auch das letzte Vorhaben der sog. „inneren Reformen“, die Psychiatriereform. Orientiert an der italienischen Psychiatriedebatte ging es auch in Deutschland um die Öffnung der geschlossenen Anstalten, um den Aufbau eines ambulanten Versorgungssystems für psychisch Kranke und um die Frage, wie dies umgesetzt werden soll – als bloße „Modernisierung“ oder als wirkliche, an den Interessen der Betroffenen orientierte „Reform“. „Modernisierung statt Reform?“ war dann auch der Titel der späteren Projektpublikation. Das von der DFG zwei mal zwei Jahre finanzierte Projekt war relativ groß dimensioniert, so dass sich vier Personen zumindest zum Teil damit finanzieren konnten. Entscheidend aber war, dass damit ein erster inhaltlicher Fokus gefunden und eine finanzielle Basis für die Gründung eines realen Instituts geschaffen war: 1979 wurde die „Münchener Projektgruppe für Sozialforschung“ (MPS) gegründet und fand in relativ zentraler Lage, in der Dachauerstraße 189, ihr Domizil.

Diese ersten vier Jahre MPS-Forschung fand nicht nur in regem Austausch mit einem Netzwerk kritischer Wissenschaftler und psychiatriekritischer Praktiker statt, sondern war auch durch eine enge Verschränkung von Theorie und Praxis charakterisiert; einige Projektmitarbeiter waren zugleich in dem neu aufgebauten ambulanten „Kriseninterventionsdienst“ in Haidhausen (einem Münchner Stadtviertel) aktiv. Regelmäßige offene Diskussionsrunden in den Räumen der MPS machten das „Institut in der Dachauerstraße“ darüber hinaus rasch zu einem Begriff in der Münchner Szene.

Das zweite Projekt der MPS war mit dem ersten eng verknüpft. Es ging um eine „Evaluation der Einführung der sozialpsychiatrischen Dienste in München“. Diese vor allem durch Barbara Riedmüllers Engagement zustande gekommene Begleitforschung war jedoch eine schwierige Konstruktion: die unterschiedlichen Träger der psychiatrischen Dienste (Stadt, Wohlfahrts- und Theorapieverbände) waren nur schwer auf ein gemeinsames Evaluationskonzept einzuschwören. Nach einem Dreivierteljahr stieg die Caritas aus und das Projekt musste abgebrochen werden. Die Stadt gab sich mit dem vorläufigen Abschlussbericht allerdings nicht zufrieden, sondern forderte erhebliche Mittel zurück. So kam es zu einem Novum in der noch jungen Geschichte der MPS – zu einem Rechtsstreit mit der Stadt München, der mit einem Vergleich endete.

Methodische Professionalisierung: Arbeitslosenstudie und Verwendungsforschung

Das dritte Projekt, die „Arbeitslosenstudie“, markierte eine neue Phase in der Geschichte der MPS. Dazu wurde von Barbara Riedmüller Gerd Mutz aus Regensburg geholt, weil er von seiner Ausbildung her eine zusätzliche ökonomische Kompetenz mitbrachte. Nach einer aufwendigen, zweijährigen empirischen Vorbereitungsphase wurde das Projekt ‚Arbeitslosigkeit in der Dienstleistungsgesellschaft‘ von Wolfgang Bonß, Klaus Eder und Gerd Mutz 1985 auf den Weg gebracht. Für den quantitativen Teil der Erhebung wurde Wolfgang Ludwig-Mayerhofer aus Bielefeld eingestellt. Das in Kooperation mit dem Landesarbeitsamt Nürnberg und dem Arbeitsamt Regensburg durchgeführte Projekt stellte eine besondere Anforderung in Bezug auf die Verknüpfung quantitativer und qualitativer Daten und Auswertungsmethoden dar. Inhaltlich zielte das Projekt darauf, in Abkehr vom Idealbild – oder der Fiktion – des typischen „Normalarbeitsverhältnisses“ ein realistischeres Bild von Erwerbsbiographien und Arbeitslosigkeit zu gewinnen. Die Studie lässt sich insofern als Vorreiter der erst Mitte der neunziger Jahre voll in Gang kommenden Debatte über die „Zukunft der Arbeit“ begreifen. Auch dieses Projekt wurde zwei mal zwei Jahre von der DFG gefördert und hatte eine breite Aufmerksamkeit in der ‚Szene‘ der Arbeits- und ArbeitslosigkeitsforscherInnen.

Mit diesem Projekt begann eine intensive Auseinandersetzung mit qualitativen Verfahren und eine fruchtbare Auseinandersetzung mit Problemen der hermeneutischen Interpretation. Viele Mitglieder der MPS klinkten sich in die damals beginnende Debatte um die Potenziale der qualitativen Sozialforschung ein. Wöchentlich wurden im Team die einzelnen Fälle nach allen – wie die Insider wissen: extrem aufwendigen – Regeln der „objektiven“ und später dann der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik interpretiert. Dadurch ist ein weites Netz zu anderen Forschungsgruppen und KollegInnen in Bamberg, Frankfurt/M., Hagen und Dortmund entstanden, das teilweise heute noch trägt.

Ein viertes DFG-Projekt bezog sich auf die von Ulrich Beck und Wolfgang Bonß initiierte „Verwendungsforschung“, also auf die Debatte um die Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens in außerwissenschaftlichen Kontexten. Dieses Projekt ging auf eine Initiative von Gerd Mutz und Irene Kühnlein zurück, die damals in einer psychiatrischen Klinik als Psychologin und Therapeutin arbeitete. Für die Durchführung wurde zusätzlich Rainer Keller aus Bamberg eingestellt. In dieser Studie ging es – in Anlehnung an die vorhergehenden Verwendungs- und Psychiatrieprojekte – um die Frage, wie Patienten, die vorübergehend in stationärer psychotherapeutischer Behandlung waren, das hier vermittelte Wissen in ihre Biographie einbauen. Somit wurde in methodologischer Hinsicht die biographische Analyse an der MPS gestärkt. Das Projekt wurde von der DFG drei Jahre gefördert.

Ökologische Frage, nachhaltige Entwicklung und Transdisziplinarität

Klaus Eder, der als ehemaliger Habermas-Mitarbeiter nach Auflösung des Starnberger Max-Planck-Instituts für Sozialwissenschaften 1983 an die MPS gekommen war, um dort – ausgestattet mit einem großzügigen Abfindungsstipendium – seine eigenen Studien fortzusetzen,

hat die ökologische Thematik in die MPS eingebracht. Hier entstand seine Arbeit zur „Vergesellschaftung der Natur“ (Frankfurt a. M. 1988). Als er dann 1989 eine Professur an der Europäischen Hochschule in Florenz annahm, verfolgte er diese Thematik als Leiter eines komparativen EU-Projekts „Communication on Environmental Issues“ weiter, dessen deutsche, von der DFG finanzierte Teilstudie von 1992-95 an der MPS durchgeführt wurde. Dieses Projekt lag in den Händen von Karl-Werner Brand und Angelika Pöferl. Als ‚Neuling‘ in der MPS und mit entsprechend hoher Motivation trieb Karl-Werner Brand, der in den achtziger Jahren die Forschung zu den sog. „neuen sozialen Bewegungen“ wesentlich mit geprägt hatte, parallel zur Gründung der deutschen DGS-Sektion „Soziologie und Ökologie“ (zus. mit Ulrich Beck), auch die Entwicklung eines neuen Forschungsschwerpunkts „Gesellschaft und Umwelt“ an der MPS voran. Da die Umweltdebatte ab Mitte der neunziger Jahre zunehmend auch in Deutschland durch das Leitbild der „nachhaltigen Entwicklung“ neu gerahmt wurde – was neben der globalen und intergenerativen Perspektive die systematische Verknüpfung ökologischer mit sozialen und ökonomischen Entwicklungsaspekten in den Vordergrund rückte – ging dies bruchlos in das weitere Feld der „Forschung zu nachhaltiger Entwicklung“ über.

Diesem thematischen Feld gehörten de facto aber auch die Projekte an, die Gerd Mutz ab Mitte der neunziger Jahre in einem eigenen Forschungsschwerpunkt zur Zukunft der Arbeit und zivilgesellschaftlichen Themen durchgeführt hat – nur lief dies damals noch nicht unter diesen Etiketten. Die beiden Forschungsschwerpunkte waren (leider) wenig miteinander verzahnt. Jeder der beiden ‚Häuptlinge‘ hatte seine eigenen Kontakte, seine eigenen Netzwerke und seine eigenen Leute um sich. Als die thematische Nähe – nicht zuletzt durch Gerd Mutz‘ Mitgliedschaft in der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags „Bürgerschaftliches Engagement“ von 1999-2002 – offenkundiger wurde, war es schon wieder zu spät. Gerd Mutz hatte bereits sein eigenes Institut (MISS) gegründet und ein anvisiertes verzahnendes Schnittstellenprojekt zum Thema „Arbeit, Lebensführung und Nachhaltigkeit“ kam aus diversen Gründen nicht zustande.

Im Rahmen des neuen Forschungsschwerpunkts „Gesellschaft und Umwelt“ wurden seit 1992, anfangs noch in enger Kooperation mit Klaus Eder, eine Vielzahl von Studien durchgeführt. Ihr inhaltlicher Schwerpunkt lag auf der Frage, welche gesellschaftlichen und politischen Konsequenzen sich aus der Institutionalisierung des ökologischen bzw. des Nachhaltigkeitsdiskurses ergeben und welche reflexiven Modernisierungspotentiale darin enthalten sind. Die Frage war aber auch, welche Ambivalenzen, Widersprüche und Konflikte diese neuen institutionellen Praktiken aufweisen und wie sie auf den verschiedenen Handlungsebenen und in den unterschiedlichen Organisationskontexten bearbeitet werden. Analytisch rückte damit der Zusammenhang von öffentlichen Diskursen, neuen institutionellen Arrangements und Alltagsbewusstsein bzw. Alltagshandeln in den Vordergrund.

Beispielhaft seien nur einige Projekte aus diesem Feld erwähnt: die DFG-Projekte „Ökologische Kommunikation in Deutschland“ (1992-95), „Reflexive Institutionen“ (1994-97) und „Der deutsche Diskurs zu nachhaltiger Entwicklung“ (1995-97); ein von der Volkswagen-Stiftung finanziertes Kooperationsprojekt mit dem Bayerischen Institut für Abfallforschung

zum Thema „Nachhaltigkeit und abfallpolitische Steuerung“ (1997-99), in dem eine interdisziplinäre Analyse und Bewertung des „Dualen Systems“ vorgenommen wurde; eine im Auftrag des Umweltbundesamts durchgeführte Studie zu „Umweltbewusstsein und Alltagshandeln“ in westdeutschen Milieus der Mitte (1994-96), die einige Jahre später, mit Unterstützung des Umweltforschungszentrums Leipzig-Halle, mit einem ähnlichen Untersuchungsdesign auch für Ostdeutschland repliziert werden konnte („Lebensstile, Umweltmentalitäten und Umweltverhalten in Ostdeutschland“, 2000-02); ein BMBF-Projekt zur „Diffusion nachhaltiger Konsummuster am Beispiel des lokalen Agenda 21-Prozesses in München“ (1999-2002); zwei Evaluationsstudien zur „Lokalen Agenda 21“ unter der Perspektive ihrer institutionellen Stabilisierung (DBU-Kooperationsprojekt 1999-2001) bzw. ihrer institutionellen Weiterentwicklung (BStMLU, Kooperationsprojekt 2002-04); nicht zuletzt das noch laufende, im Rahmen der neu etablierten „sozial-ökologischen Forschung“ des BMBF verankerte Verbundprojekt „Von der Agrarwende zur Konsumwende?“ (2002-2005).

Viele dieser Projekte machen bereits den Wandel deutlich, der sich im Rahmen der Nachhaltigkeitsforschung der vergangenen Jahre vollzogen hat: Das integrative Konzept nachhaltiger Entwicklung legt eine *interdisziplinäre* Analyse der Ursachen ‚nicht-nachhaltiger‘ Entwicklungsprozesse und die *transdisziplinäre* Erarbeitung kontextspezifischer Transformations- und Gestaltungsoptionen nahe. Die einschlägigen Förderprogramme des BMBF sind inzwischen auf diese Kriterien zugeschnitten. In einigen MPS-Projekten wurden und werden die Probleme und Chancen dieses neuen Forschungstypus wiederum mit Blick auf die Herausbildung neuer, dialogisch-reflexiver Formen der Kooperation von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit untersucht (TAB Gutachten 2003, Science Policy-Projekt „Schnittstellenkommunikation“ 2004-2007).

Diese Veränderungen im „Modus der Wissensproduktion“, die von der Wissenschaftsforschung unter dem Etikett der „mode 2“-Forschung diskutiert werden, vollziehen sich aber nicht nur im engeren Bereich der Nachhaltigkeitsforschung. Der konstatierte generelle Wandel von der disziplinären zur ‚problemorientierten Forschung in spezifischen Anwendungskontexten‘, die in transdisziplinärer Kooperation von Wissenschaft und gesellschaftlichen Stakeholdern kontextspezifisches, „sozial robustes“ Wissen (Nowotny) zu produzieren versuche, verstärkt ohnehin nur Tendenzen, die in der MPS bereits seit längerem angelegt waren. Sie kommen deshalb auch – und vielleicht in besonderem Maße – in den Projekten zum Ausdruck, die unter der Regie von Gerd Mutz im Forschungsschwerpunkt „Interkulturelle Arbeitsforschung“ durchgeführt wurden.

Internationale Ausrichtung und interkulturelle Arbeitsforschung

Die Anfang der 80er Jahre begonnen Studien zur Arbeitssoziologie, insbesondere die Forschungen im Rahmen des genannten Projekts ‚Arbeitslosigkeit in der Dienstleistungsgesellschaft‘ wurden durch den zweiten ökologischen Schwerpunkt in der MPS nicht verdrängt – vielmehr gab es je andere Akzentuierungen. Die Arbeitsgruppe „Interkulturelle Arbeitsforschung“ sah zwei Notwendigkeiten, die durch die bisherigen Arbeiten der MPS nicht abge-

deckt waren: Zum einen wurde deutlich, dass Debatten zur Zukunft der Arbeit international vergleichend und insbesondere interkulturell geführt werden mussten. Dazu war es notwendig, über den engen nationalen Tellerrand zu schauen. Aufgrund persönlicher Kontakte von Gerd Mutz zu der ostasiatischen Region und den USA bot sich schon sehr früh eine diesbezügliche Erweiterung an. Zweitens war die Konzentration auf Prozesse und Entwicklungen der Erwerbsarbeit ein viel zu enger Fokus – Arbeitsfelder jenseits der Erwerbsarbeit, insbesondere das bürgerschaftliche Engagement und die Eigenarbeit, mussten berücksichtigt werden. Damit einher ging eine Erweiterung des Netzes der Kooperationspartner – regional und gegenstandsbezogen.

Ein erster regionaler und thematischer Anknüpfungspunkt ergab sich durch das ‚Zusammenwachsen‘ West- und Ostdeutschlands und der deutlichen kulturellen Differenzen im Umgang mit Beschäftigung und Arbeitslosigkeit. Dieses sich nahezu aufdrängende Thema wurde von Gerd Mutz aufgegriffen und in ein DFG-Projekt überführt: Es ging um „Soziale und kulturelle Dimensionen von Arbeitslosigkeit in West- und Ostdeutschland“. Auf der Grundlage der ‚alten‘ westdeutschen Daten und einer Zweitbefragung in Westdeutschland sowie einer neuen Erhebung in Ostdeutschland wurden die Erwerbsbiographien miteinander verglichen. Aus dieser Studie entstand in Zusammenarbeit mit Hans-Georg Soeffner und Hartmut Neuendorff nicht nur die Habilitation von Gerd Mutz, sondern auch neue Kontakte zu ostdeutschen ForscherInnen, zu denen auch heute noch enge Beziehungen bestehen.

Ein zweiter Zugang ergab sich durch die Tätigkeit von Gerd Mutz in der ‚Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen‘, der bekanntlich auch Ulrich Beck angehörte. Aus dieser Kommission heraus ergaben sich einerseits enge Kontakte zu europäischen und US-amerikanischen ForscherInnen zur Zukunft der Arbeit; andererseits eine Wiederbelebung der (alten) Debatte um alternative Arbeitsformen jenseits der Erwerbsarbeit: bürgerschaftliches Engagement, Eigenarbeit sowie andere Tätigkeiten im so genannten Dritten Sektor. Damit einher ging eine neue Form der Zusammenarbeit mit zivilgesellschaftlichen Akteuren: NGO’s, NPO’s und natürlich mit den Gewerkschaften – und mit diesen Akteuren veränderte sich die Forschungshaltung. Die KollegInnen der Arbeitsgruppe „Interkulturelle Arbeitsforschung“ sahen sich weniger als nur deutende und interpretierende Beobachter, sondern vielmehr als engagierte Akteure, die das Geschehen selbst mit beeinflussen wollten. So wurde auf dieser Grundlage und in Anlehnung an Strömungen in der Entwicklungssoziologie und der Arbeitssoziologie an der Westküste der USA eine ‚partizipative Sozialforschung‘ entwickelt.

Mitte der 1990er Jahre entstanden in dieser Richtung eine ganze Reihe von Projekten. Im Auftrag der ‚anStiftung‘, einer gemeinnützigen Stiftung, wurde ein zweijähriges Projekt zur Eigenarbeit durchgeführt; im Auftrag der Hans-Böckler-Stiftung wurden ebenfalls in einem Zeitraum von zwei Jahren Arbeitsfelder und insbesondere Institutionen ‚jenseits der Erwerbsarbeit‘ untersucht; in einem groß angelegtem Projekt des bmbf ging es um die sozialen und wirtschaftlichen Potentiale des Dritten Sektors; und schließlich klinkte sich diese Arbeitsgruppe in den neuen sfb 536 gemeinsam mit Fritz Böhle mit einem internationalen Projekt

zum Spannungsverhältnis von Erwerbsarbeit, Eigenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement ein. Letzteres wurde durch die politiknahe Tätigkeit von Gerd Mutz in der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags sowie der Bayerischen Expertengruppe zum bürgerschaftlichen Engagement unterstützt. Somit gab es in diesem Bereich der MPS in den 1990er Jahren eine Vielzahl von Projekten mit jeweils großer MitarbeiterInnenzahl.

Schließlich ist neben diesen internationalen Projekten mit europäischen und US-amerikanischen Universitäten, Forschungseinrichtungen und KollegInnen ein regionaler Zweig zu nennen, der im Rahmen der MPS immer etwas exotisch blieb: die Beschäftigung mit dem sozialen und kulturellen Wandel im Wirtschafts- und Arbeitsbereich im asiatischen Raum. Nach mehrjährigen Vorarbeiten in Südostasien und China entstand schließlich das von der DFG und dem BMZ geförderte Projekt „Modernisierung und sozialer Wandel in Südostasien“. Ziel war es, mit Blick auf das dynamische wirtschaftliche Geschehen die sozialen und kulturellen Auswirkungen in dieser Region zu untersuchen – und andererseits auch zu erklären, welche Rahmenbedingungen aus soziologischer Perspektive genannt werden können, um den rapiden Wandel in dieser Region zu erklären. Dies geschah in enger Kooperation mit Regierung, Wirtschaft sowie Universitäten und anderen Forschungseinrichtungen. Es wurde herausgearbeitet, dass soziales Kapital, zivilgesellschaftliche Strukturen und regionalkulturelle Bedingungen für lokales Wirtschaften wesentliche Faktoren für das Gelingen eines wirtschaftlichen und sozialen „take off“ in dieser Region darstellen – die rein ökonomischen Faktoren, wie Lohnkosten usw., sind von nachgeordneter Bedeutung.

Derartige internationale wirtschaftssoziologische und stark zivilgesellschaftlich orientierten Studien konnten in der MPS aus vielerlei Gründen nicht mehr durchgeführt werden.

Identität und Strukturwandel der MPS: Ein Ausblick

Wie dieser kurze historische Aufriss der Forschung an der MPS zeigt, haben sich seit den neunziger Jahren entscheidende Veränderungen in der Forschungspraxis und im Selbstverständnis der MPS vollzogen. MPS-Forschung war zwar immer schon problembezogen; sie musste sich nun aber zunehmend von einer auf sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung bezogenen DFG-Förderung auf eine praxisbezogene, häufig transdisziplinär angelegte Projektförderung umstellen, mit deren Hilfe auch die wachsenden Gemeinkosten des Instituts gedeckt und – anders als bei DFG-Projekten – auch die Antragsteller selbst (Karl-Werner Brand, Gerd Mutz und ab 2003 auch Cordula Kropp) zumindest zu Teilen mit finanziert werden können. Zu diesem Zweck musste auch die Zahl der akquirierten Projekte erheblich wachsen. Das ging mit einer zunehmenden Professionalisierung der Projektabwicklung einher.

Ist damit die neue MPS noch die alte? Gibt es überhaupt so etwas wie eine MPS-Identität? Worin zeigen sich, bei allem Strukturwandel, Kontinuitäten im Selbstverständnis und in der Organisation der MPS? Und welche Trends und Perspektiven zeichnen sich ab?

.... problemorientierte Forschung

Wie sich Problemkonstellationen und Problemwahrnehmungen in den vergangenen 25 Jahren auch immer verändert haben, gleich blieb eine spezielle Problemorientierung in der Forschung der MPS. Vermutlich ist sie mit „kritisch“ oder „links-liberal“ nur unzureichend bezeichnet; parteipolitische Zuordnungen und Abgrenzungen verlieren im Rahmen einer praxisorientierten, integrativen Nachhaltigkeitsforschung ohnehin an Relevanz. Treffender ist wahrscheinlich, dass sich die MPS-Forschung in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis zwischen gesellschaftskritischem, sozial oder grün orientierten Engagement auf der einen, dem Bedürfnis nach reflexiver Distanz und gesellschaftstheoretisch informierter Selbstvergewisserung auf der anderen Seite bewegt(e). Das ist für Soziologen ohnehin typisch. Anders als im universitären Rahmen oder im Kontext staatlich (teil)finanzierter Forschungsinstituten konnte man in einem unabhängigen Forschungsinstitut wie der MPS die jeweiligen Forschungsthemen aber frei wählen; und das waren dann vornehmlich solche, mit denen man sich am Nerv der Zeit befand oder zumindest währte.

Wie die Balance zwischen beiden Seiten am besten zu wahren ist, darüber gingen allerdings schon in der Gründerphase der MPS die Meinungen auseinander. Und darüber kam es dann wohl auch zum Zerwürfnis zwischen Heiner Keupp, der für eine stärker „betroffenenorientierte Forschung“ plädierte und der soziologischen Gründerfraktion, die eher eine gesellschaftskritische Beobachterposition einnahm. Grundsätzlich wird ein reflexives, folgensensibles Engagement für sozial-, umwelt- und demokratieverträgliche Lösungen gesellschaftlicher Probleme wohl auch weiterhin ein Merkmal der MPS-Forschung bleiben. Zum einen arbeitet der generelle Trend in Richtung „problemorientierte Forschung“ (G. Bechmann). Zum anderen bieten die überschießenden normativen Gehalte der Nachhaltigkeitsforschung einen ausgezeichneten Nährboden für eine gleichermaßen engagierte wie reflexiv-distanzierte, auch für Desillusionierung offene Forschung. Die Frage ist nur, welche Spielräume die Fördermöglichkeiten und Akquisitionszwänge dafür lassen und wie viel Frustrationstoleranz die jeweiligen NachhaltigkeitsforscherInnen der MPS aufweisen.

.... (wo bleibt) das inhaltliche Profil

Manche haben beklagt, dass die MPS kein klares theoretisches Profil aufweist. Letzteres stimmt sicher. Zu keinem Zeitpunkt haben bestimmte theoretische Ansätze eine hegemoniale Position in der MPS-Forschung erlangt. In diese flossen vielmehr sehr heterogene Ansätze ein, die stark mit der theoretischen Prägung und Herkunft der einzelnen Projektleiter und Mitarbeiter, aber natürlich auch mit den historisch wechselnden Theoriemoden zu tun hatten. Das waren zunächst Einflüsse aus der Kritischen Theorie und der Habermasschule, aus der marxistischen Ökonomiekritik, der Ethnomethodologie und der Auseinandersetzung mit Luhmanns Systemtheorie; später waren dann wissenssoziologische, diskurstheoretische und neoinstitutionalistische Ansätze tonangebend; und natürlich spielte immer auch der Einfluss Ulrich Becks, seine Individualisierungsthese, sein Konzept der „Risikogesellschaft“ und die Ansätze einer Theorie der „reflexiven Moderne“ eine erhebliche Rolle. Zuletzt flossen – mit

Cordula Kropps Einstieg in die MPS – auch die Akteur-Netzwerk-Theorie und die neuere Wissenschaftsforschung stärker in verschiedene Projektkonzeptionen mit ein. Das ist ein fließender Prozess, der zwar auf Anschlussfähigkeit bedacht ist, aber gleichwohl eine Multiperspektivität pflegt, die sich von heterogenen Ansätzen inspirieren lässt.

Das unscharfe theoretische Profil scheint insofern kein Nachteil zu sein. Das gilt insbesondere für eine inter- und transdisziplinäre Nachhaltigkeitsforschung, die von der kontextspezifischen, problembezogenen Verknüpfung unterschiedlicher Forschungsperspektiven lebt.

Von manchen wird auch bedauert, dass die hohe Methodenkompetenz, die sich die MPS in ihrer zweiten Phase in Bezug auf Probleme und Verfahren der hermeneutischen Interpretation erworben hat, inzwischen verblasst und einem pragmatischen Umgang mit qualitativen und quantitativen Methoden gewichen ist. Das ist nicht nur ein Folge des seit den neunziger Jahren sich beschleunigenden Personalwechsels (Stichwort „Durchlauferhitzer“) und des damit verbundenen Wissens- und Erfahrungsverlusts, sondern auch eine Folge veränderter Problemstellungen und Forschungsfragen. Integrative Nachhaltigkeitsforschung bedarf anderer methodischer Instrumente als bspw. die Biographieforschung. Überdies wurden auch im Rahmen der umweltsoziologischen Forschungsprojekte der neunziger Jahre bestimmte Methoden – spezielle Ansätze der Diskursanalyse – weiterentwickelt, mit denen die jeweiligen Forscher (insb. Reiner Keller und Willy Viehöver) in den nachfolgenden Jahren eine gewisse ‚Marktführung‘ in diesem Bereich erlangten. So ist auch die Nutzung und Entwicklung methodischer Kompetenzen ein offener, von der Entwicklung der Untersuchungsgegenstände abhängiger Prozess.

Gleichwohl bleibt die Frage nach dem inhaltlichen Profil der MPS. Dieses ergibt sich sicher aus einer gewissen thematischen Fokussierung im Feld der Nachhaltigkeitsforschung und aus dem ‚Namen‘, den sich die MPS und die jeweiligen Forscherinnen und Forscher auf diesem Gebiet erworben haben. Aber vermutlich ist dies für einen um Profilierung bemühten Dienstleister im Feld der transdisziplinären Nachhaltigkeitsforschung auf die Dauer doch zu wenig. Auf der praktischen Ebene ist das „Switch“-Projekt und das „Münchner Modell“, wie es von Gerd Mutz und seinem Team entwickelt wurde, sicher ein hervorragendes Markenzeichen. Es steht nun allerdings für MISS und nicht mehr für die MPS. So führt an einer stärkeren konzeptionellen Profilierung der MPS-Forschung vermutlich kein Weg vorbei (was nicht mit der Übernahme eines theoretischen Ansatzes zu verwechseln ist).

..... *Projekte, Projekte, Projekte*

Gibt es an der MPS denn nichts außer Projekten? Es scheint so. Nicht umsonst nennt sich die MPS „Projektgruppe für Sozialforschung“. Das haben aber die meisten, die später zur MPS gestoßen sind, zunächst als eher befremdlich wahrgenommen. „Projektgruppe“ klingt so vorläufig. Ganz anders als ein richtiges, in der Forschungslandschaft fest verankertes „Institut“. Aber genau besehen: es stimmt! Die MPS hat nicht nur ihre inhaltliche Identität über zentrale Projekte gewonnen. Die Forschung ist auch weiterhin projektförmig organisiert. Mitarbeiter werden auf Zeitverträgen für ein bestimmtes Projekt eingestellt. Und um diese Projekte herum

organisieren sich dann für eine bestimmte Zeit die eigenen Berufsperspektiven und die Beziehungsnetze zu anderen Kolleginnen und Kollegen. Das ist sehr modern und hoch flexibel – aber nicht immer sehr befriedigend.

Die ‚Projektförmigkeit‘ der Arbeit hat noch andere Nachteile. Einer ist die permanente Atemlosigkeit, die übergangslose Hetze von einem zum anderen Projekt, die der eigenen und der Weiterfinanzierung des Instituts wegen zwar nötig ist, gleichwohl immer zu wenig Zeit lässt, um die Ergebnisse der einzelnen Projekte hinreichend auszuwerten und ihre weiterführenden Implikationen auszuloten. Der nötige Raum dafür wurde in den frühen Phasen der MPS oft durch individuelle Zeiten der Arbeitslosigkeit, durch andere Zwischenbeschäftigungen oder Professurvertretungen geschaffen. Mit dem Anwachsen der Gemeinkosten der MPS, der Zahl der zu ihrer Reproduktion nötigen Projekte und der Eigenfinanzierung der Antragsteller durch diese Projekte hat sich der Spielraum für solche Überbrückungsstrategien erheblich verringert. Die oder der Antragsteller – zumeist waren es immer nur eine oder zwei Personen, auf die sich die Verantwortung für die gesamte Projektakquise in einer bestimmten Phase konzentrierte – litten so unter permanenter Überforderung. Auch das ist auf die Dauer wenig befriedigend und nicht lange durchzuhalten.

Damit eng verknüpft ist der stets prekäre finanzielle Status der MPS (wie jedes anderen unabhängigen Forschungsinstituts). Da sie nur von Projekten lebt, stellt jede Ablehnung von Projektanträgen nicht nur eine Vernichtung investierter Arbeitskraft, sondern auch eine Gefährdung des Instituts dar. Leider ist das das tägliche Brot der Projektforschung. Die Risiken der Ablehnung können durch Erfahrung und Kompetenz der Antragsteller nur verringert, aber nicht beseitigt werden.

Darauf kann mit zwei – im Grunde ungenügenden – Strategien reagiert werden. Das eine ist die übliche Strategie der Kostenreduktion. Die wurde in den unterschiedlichsten Varianten in der Geschichte der MPS immer wieder praktiziert: Untervermietung der Räume, ‚freiwillige‘ Spenden (d.h. Lohnverzicht) der Mitarbeiter, Darlehensaktionen, oder auch die Überlegung, billigere Räume anzumieten bis hin zum Extremfall der völligen Aufgabe von Institutsräumen und des Rückzugs auf ein rein „virtuelles Institut“, dessen Mitarbeiter alle zuhause arbeiten und sich nur für Projektbesprechungen an einem bestimmten Ort treffen. Entscheidet man sich – aus triftigen Gründen – gegen diese Option, so bleibt zunächst nur die gegenteilige Strategie, die Ausweitung der Zahl der Projektanträge. Das wurde vermehrt seit Mitte der neunziger Jahre praktiziert. Das verringert zwar das finanzielle Risiko, erhöht aber das oben angesprochene Problem der permanenten Überforderung der für die Antragstellung zuständigen Einzelperson(en).

Der Ausweg aus diesem Dilemma ist eigentlich bekannt, konnte gleichwohl bis heute nur unzureichend in die Tat umgesetzt werden. Die einfache Lösung wäre, die Last der Projektakquise und der entsprechenden Projektleitungen auf mehr Schultern zu verteilen. Um dies zu erreichen, wurde in den neunziger Jahren häufiger die Möglichkeit genutzt, zusätzliche Anträge durch frühere Mitarbeiter der MPS, die inzwischen mit einer Professur an der Hochschule verankert waren, zu stellen und an der MPS abwickeln zu lassen. Klaus Eder hat so ei-

ne ganze Reihe von Projekten für die MPS eingeworben (neben den Projekten zur „ökologischen Kommunikation“ auch eines zum „Regieren in Europa jenseits öffentlicher Legitimation“ (1997-98), das die Thematik der sich wandelnden Öffentlichkeit weiter verfolgte). Das setzt nicht nur eine hohe Verbundenheit mit der MPS voraus, die zwangsläufig nach einigen Jahren verblasst. Darüber hinaus ist die Drittmittel-Akquise inzwischen auch für Lehrstühle und Fachbereiche ein entscheidendes Kriterium für die Bewertung der „wissenschaftlichen Exzellenz“ und für die Mittelzuweisung geworden. Damit ist diese Option für die Zukunft verbaut. Die MPS muss dieses Dilemma intern lösen.

Das setzt eine hinreichend Zahl von Projekten und Mitarbeitern voraus, die selbst nur mit einem Teil ihrer Arbeitszeit (max. 75%, so die derzeitige Regelung in der MPS) in einem Projekt beschäftigt sind, und mit dem restlichen Anteil an der Akquise neuer Projekte arbeiten und diese im Bewilligungsfalle auch leiten. Das erfordert allerdings Mitarbeiter, die nicht nur über entsprechende Kompetenz verfügen, sondern sich selbst auch als „Forschungs-Unternehmer“ begreifen und eine entsprechend hohe Motivation und Verantwortungsbereitschaft mitbringen. Wie die Erfahrung gezeigt hat, ist es schwer solche Mitarbeiter zu finden, da sie zugleich und vorrangig ja auch in der ausgeschriebenen Projektstelle eine hohe Qualifikation besitzen und auch in das konzeptionelle und personelle Umfeld der MPS passen sollen. Gleichwohl gibt es dazu keine Alternative, will man dem Dauer-Dilemma von Stress und Überforderung einerseits, der permanenten finanziellen Existenzgefährdung andererseits entkommen.

... die MPS nur ein Durchlauferhitzer?

Langjähriger Gegenstand der Klage ist die Tatsache, dass die MPS nur als „Durchlauferhitzer“ für karriereorientierte JungforscherInnen fungiert. Kaum bietet sich eine feste Stelle an der Universität, schon sind sie wieder weg. Auch die Gründermutter und die Gründerväter der MPS sind schließlich alle auf festen Professuren gelandet. Die MPS war nur der Ausgangspunkt, das Sicherheitsnetz wie das Sprungbrett ihrer Karriere. Das ist freilich niemanden, weder der Gründergeneration noch den späteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, zu verdanken. Forscherkarrieren weisen eine hohe räumliche Mobilität auf und wer diese nicht aufbringen kann oder will, fällt leicht durch die Maschen. So waren laut Homepage der MPS inzwischen an die 40-50 Personen als MitarbeiterInnen oder Projektleiter an der MPS tätig. Von den unzähligen studentischen Hilfskräften gar nicht zu sprechen, die für ein oder zwei Jahre in sozialwissenschaftliche Projektarbeit hineinschnuppern konnten – und nicht selten einige Semester und Prüfungen später wieder als ProjektmitarbeiterInnen in der MPS landeten.

Darauf könnte die MPS eigentlich auch stolz sein. Sie hat für ganze Generationen frisch diplomierter Soziologen die Chance einer ersten beruflichen Sozialisation geboten und den Weg in die Hochschullaufbahn oder in andere, etabliertere Berufsfelder geebnet. Projektarbeit an der MPS war für die frisch gebackenen SoziologInnen zumindest immer eine Herausforderung, an der man wachsen und reifen konnte. Fühlten sich viele zunächst hoffnungslos überfordert angesichts der Erwartungen, ein empirisches Projekt, das sie nicht mitentwickelt hat-

ten und dessen Denkwelt ihnen zunächst noch sehr fremd war, in weitgehender Eigenregie durchführen zu sollen, so hatte man zumindest am Ende des Projekts, auch aus den unvermeidlichen Umwegen und Frustrationen, viel gelernt. Aber auch Dissertationen (z. B. Reiner Keller) und Habilitationen (Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, Gerd Mutz in Konstanz) entstanden aus oder im unmittelbaren Umfeld von MPS-Projekten und boten ein entsprechendes Sprungbrett für die weitere universitäre Karriere.

Aber muss die MPS ein „Durchlauferhitzer“ bleiben? Muss sich die MPS mit dem permanenten „brain drain“ abfinden? In der MPS behinderte es schließlich die inhaltliche Profilbildung, die Akkumulation von Wissen und Erfahrung, die Weiterentwicklung bestimmter Ansätze und Forschungsstränge über ein oder zwei Jahrzehnte hinweg ganz entscheidend. Und es reproduzierte immer wieder aufs Neue das Dilemma der Abhängigkeit von wenigen profilierten Wissenschaftlern, die ihrerseits durch die permanente Akquisearbeit und die mehrfache Projektleitung überfordert waren.

Ich finde, das muss nicht notwendigerweise so sein oder bleiben. Die Chancen für eine Stabilisierung des Personalbestands haben sich vergrößert. Die Orientierung an einer Hochschulkarriere ist inzwischen nur noch eine, zunehmend unwahrscheinliche, hochriskante Option. Die Verankerung an Forschungsinstituten, die ein hohes Maß an Initiative und Selbstgestaltung ermöglichen, wird eine durchaus attraktive Alternative. Nachhaltigkeitsforschung ist für den Nachwuchs zwar nicht gerade „in“. Aber sie kann, bei entsprechendem Engagement, interessante, zukunftssträchtige und ausbaufähige Arbeitsmöglichkeiten bieten. Auch die Perspektive einer projektförmigen Arbeit auf Zeit hat – angesichts einer generellen Flexibilisierung der Arbeitswelt und hoher beruflicher Unsicherheiten – ihren Charakter als zweit- oder drittklassige Arbeit verloren, der man so schnell als möglich den Rücken kehren sollte. Besseres bietet sich nicht mehr allzu oft, und wenn man die Arbeitsverhältnisse selbst mit gestalten kann, wenn die Eigeninitiative gefragt ist, so besitzt das durchaus Charme.

... vom selbstorganisierten Projekt zum professionellen Forschungsinstitut?

Das Arbeit an der MPS weist eine gewisse Intimität auf. Das Institut hat quasi-familiäre Strukturen, was nicht nur mit den Räumlichkeiten (einer gemütlichen 5 1/2-Zimmer Altbauwohnung) und seiner (geringen) Größe zu tun hat – allerdings schwankt die Zahl seiner MitarbeiterInnen erheblich, je nach Zahl der laufenden Projekte –, sondern vor allem damit, dass die MPS ein selbstorganisiertes Institut ist, in dem vom Austausch der Handtücher und der regelmäßigen Geschirrwäsche, über die Wartung der Geräte und die Beschaffung des Arbeitsmaterials bis hin zur eigentlichen Organisation des Forschungsprozesses alles von allen in Eigenregie gemacht wird – zumindest gemacht werden soll. Der Grad der formellen Arbeitsteilung ist gering, Zuständigkeit werden zwar oft verteilt, aber dann doch nicht wahrgenommen; regelmäßige Besprechungstermine werden zwar immer wieder geplant, durch das alltägliche Chaos von Arbeitshetze, Termindruck, Tagungen und familiären Überraschungen aber ebenso oft durchkreuzt; und Hierarchien sind zwar vorhanden, aber die damit verbundenen wechselseitigen Aufgaben und Erwartungen nicht klar definiert, sondern durch informelle, persönli-

che Beziehungen überlagert. Diese diffuse, an persönlichen Beziehungen und Egalitätsnormen orientierte Situation ist zwar, solange es läuft, rundum sympathisch; da sich aus ungleich verteiltem Engagement, aus unterschiedlichen Belastungen, Arbeitsstilen und Qualitätsansprüchen, und natürlich auch aus Konkurrenz und Dominanzverhalten eine Menge an Konflikten entwickeln kann, sind solche quasi-familiären Strukturen auch ein Brutkasten für emotionale Beziehungskonflikte. Diese haben die Geschichte der MPS immer wieder durchzogen.

Das lässt sich grundsätzlich wohl kaum ändern, solange die MPS ein ‚nettes, kleines, selbstorganisiertes‘ Institut bleibt. Trotzdem setzt sich so langsam bei allen das Bewusstsein durch, dass ein effizienteres, klarer strukturiertes Projekt- und Institutsmanagement mit präziser definierten Verantwortlichkeiten die Reibungsverluste erheblich verringern könnte. Diese Einsichten setzen sich zwar nur sehr langsam, aber doch unverkennbar in die Praxis um. Wie üblich wird dies durch äußere Anstöße, durch neue Anforderungen von Seiten der Projektträger und durch neue Kooperationserfordernisse im Rahmen größerer Projektverbände beschleunigt. Das gilt auch für die Außendarstellung der MPS und ihre Internetpräsenz, die bisher sicher noch zu wünschen übrig lässt. Das ist aber eher eine Frage der verfügbaren Zeit als der Binnenstrukturen der MPS.

Eine entscheidende Veränderung in Richtung höhere Professionalität hat sich in der MPS bereits früher vollzogen. Das betrifft die Finanzen des Vereins und die verwaltungsmäßige Projektabwicklung. Während diese Arbeiten früher vom Vereinsvorstand (meist dem als Geschäftsführer fungierenden 2.Vorstand) und den einzelnen Projekten selbst mit mehr oder weniger großer Begeisterung (und meist einem ziemlichen Schuss Dilettantismus) durchgeführt wurden, übernahm Henrike Löhr seit Mitte der neunziger Jahre mit viel Geduld und hoher Sachkenntnis diesen Part – was nicht immer ohne Konflikte mit Projektleitern und Mitarbeitern abging, aber doch erheblich zur Entlastung des Institutsvorstands und der Projektmitarbeiter beitrug und die Absicherung des Instituts und seiner Gemeinnützigkeit gegenüber dem Finanzamt sicherstellte.

So wird vermutlich niemand den – bisher noch allzu zaghaft – eingeschlagenen Pfad der Professionalisierung der Institutsstrukturen ernstlich in Frage stellen. Die Gefahr ist auch äußerst gering, dass betriebswirtschaftliche Managementmethoden, ausgeprägte Hierarchien und eine neue unternehmerische Forschermentalität die inhaltliche Arbeit in ein sachfremdes Korsett zwängen und die für selbstorganisierte Institute nach wie vor nötige Solidarität ersticken. Statt dem lebenswürdigen, aber oft sehr stressigen Alltag des kollektiven, eher zufälligen Durchwurstelns ist nicht mehr als ein *organisiertes* „muddling through“ gefragt. Das klingt einfach, ist aber eine hohe Kunst. Wenn die MPS sie beherrscht, wenn es ihr darüber hinaus gelingt, einen breiteren Stamm an erfahrenen und kompetenten Forscherinnen und Forschern heranzuziehen, der die notwendige Akquise- und Leitungsarbeit gemeinsam trägt, ist mir weder um das Profil noch um die Zukunft der MPS bange.